

Die Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 43. 1897.

Junge Ehe.

Novelle von L. Saldheim.

1. (Nachdruck verboten.)

In Meister Ellerdiel's Werkstatt, welche zugleich das Wohnzimmer für ihn und seine Frau bildete, herrschte mißvergnügtes Schweigen.

„Du hast heute wieder Deinen schlimmen Tag!“ hatte „Mutter“ ihn eben ärgerlich zur Ruhe gewiesen. „Herr Gillmann hat es Dir neulich noch gesagt, Du änderst die Zeiten nicht; schlimm genug, daß sie Dich nicht geändert haben.“

„D, Du Wetterfahne!“ fuhr der kleine Alte herum. „Nun der reiche Gillmann Weisheit geredet —“

„Weisheit geredet? Der reiche Herr Gillmann? Braucht's den erst? Habe ich Dir nicht oft genug vorgehalten, daß schon in der Bibel steht: Schicket euch in die Zeit?“

„Ha, ha, ha! Darum läßt sie sich von der Schneiderin einen Volant um das Kleid machen!“ höhnte er gereizt.

Das war aber seiner braven Friederike denn doch zu viel. Ganz zornmüthig trat sie vom kleinen Wandspiegel weg, wo sie eben zur Nachmittagstoilette mit einem Kamm über den glatten grauweißen Scheitel strich, zu ihm an den Werttisch, an welchem er sachte und ohne Eile in altmodischer Weise Loch neben Loch in ein Blech schlug, das demnächst ein Reibeisen werden sollte.

„Ich? Mir hältst Du den Volant vor, von dem ich nichts gewußt habe, den mir dieser Aff' von einer Schneiderin um das Kleid gesetzt hat? Kann ich dafür, daß Du Dich ärgerst, weil es alle Tage mehr zurückgeht mit dem Geschäft? Nöthig haben wir's ja nicht so groß, daß Du noch arbeitest, wenn Du den Garten verkaufst. Ich meine, lieber wollt' ich mich zur Ruhe setzen, daß es wie freiwillig aussieht, als daß ich's mir selber anthät', hier so

Tag um Tag auf Arbeit vergeblich zu warten. Wenn Du den Garten verkaufst, können wir ohne Sorgen leben.“

„Ja, ta, ta, ta, bundibum! Immer dieselbe Litanei!“ schrie der Meister halb singend, aber grimmige Wuth in seinem runden Gesicht.

Empört wandte seine Friederike sich ab und dem Spiegel wieder zu. Sie kannte das;

wenn er dies „Schauer“ kriegte, war mit „Vater“ nichts, aber auch absolut gar nichts anzufangen.

Er aber schob das kleine schwarze Sammetkäppchen auf seinem kahlen, nur von einem dünnen Kranz weißer Haare umgebenen Kopfe hin und her und fing dann wieder an, Löcher in das Blech zu klopfen.

Die Leute nannten ihn hinter seinem Rücken den „gestiefelten Kater“, und wenn er Sonntags so freundlich und würdevoll, wie es meist seine Art war, die Straße daher gestapft kam, in seinen unglaublich engen Hosen, auf den dünnen kurzen Beinchen den langen Oberkörper tragend, und das dicke, runde Gesicht darüber mit dem spärlichen weißen Schnurrbart gar wohlgefällig schmunzelnd, so brauchte man das reizende Märchen vom Marquis v. Carabas gar nicht gelesen zu haben, um doch den Epitheten als äußerst treffend zu belachen und nachzusprechen.

Es wurde ganz still in dem überaus einfachen, aber sauber gehaltenen Stübchen, nur die alte Uhr tickte an der Wand, und der Meister klopfte.

„Mutter“ war hinausgegangen und machte sich in der Küche nebenan zu thun, hatte auch einmal einen Kunden in dem kleinen Laden zu befriedigen.

„Ein Theesieb für zehn Pfennige,“ forderte eine Stimme. Meister Ellerdiel hatte, als er den Jungen in's Haus treten sah, das Klopfen eingestellt und gelauscht. Er zuckte mißmüthig die Achseln. Dann hing er seinen Gedanken wieder nach.

Den Garten verkaufen! Wie lange lag Friederike ihm schon in den Ohren!

Aber that er's, dann war's vorbei mit dem Sonntagsvergnügen, welches er aus seiner Kinderzeit beibehalten hatte, und an dem sein ganzes Herz hing.

Damals tranken sie als fröhliche Kinder mit den Eltern — ihrer fünf — jeden Sonntag den Nachmittagskaffee in ihrem Garten-



Grika Webekind. (S. 339)

häuschen, spielten da, und die Eltern gingen friedlich auf und ab, bekamen auch wohl Besuch von Freunden, bis die möglichst hinausgeschobene Zeit des Abendessens sie Alle heimrief.

Später, als er allein von allen Geschwistern übrig blieb und dann den Garten erbe, da war ihm und Friederike dies kleine Eigenthum wie ein Paradies erschienen.

Kindersegen wurde ihnen nicht zu Theil, aber später, als sie schon anfangen zu altern, spielte die kleine Frieda, Mutters Patschen, nirgends lieber, und so war es zuletzt gekommen, daß das Kind ganz und gar zu ihnen zog, als dessen Vater starb und dann die Mutter bald hinterher.

Ach, wie viel Freude hatten sie an ihrem hübschen Ziehkinde gehabt, und jeden Sommerabend, sobald die Vesperglocke schlug, ruhte die kleine Schmeicheltage nicht, nahm ihm die Blechschere oder den Hammer aus der Hand, band ihm die Lederschürze ab und „machte ihn fein“; und dann ging's hinaus nach dem Garten.

Und den sollte er verkaufen?

Damit sie Häuser darauf setzten oder eine neue Straße machten? Und nachher würde es sein, als hätte es nie und nimmer einen „Ellerdiek's Garten“ gegeben.

Nein, er brachte es nicht über's Herz.

Das wäre ja gerade, als ob er einen Mord beginge! So ein Garten hat kein Gefühl von seinem Dasein — natürlich nicht! Aber die Sonne lachte doch darauf nieder, und Flieder und Goldregen, brennende Liebe und Kaiserkronen blühten, wie sie schon zu der Eltern Zeit geblüht, und Alles lachte darin und freute sich seines Lebens — und das sollte auf ewig vorbei sein? Seines braven Vaters und der lieben Mutter Tritte völlig weggelöscht? Die Bäume, die sie noch gepflanzt, umgehauen? Das war ja die letzte Spur, die sie dem Leben hinterlassen hatten. Nein! und tausendmal nein!

Krachend fiel der kleine zierliche Hammer, mit dem der alte Mann arbeitete, auf das empört kirschende Blech.

Die Frau trat wieder ein mit dem Nachmittagskaffee.

Sie hatte ihre gewöhnliche Morgentracht, die blauekatunene Nachtjacke und den derben Unterrock, mit der Nachmittagsstollette vertauscht, einem frisch gewaschenen blau gedruckten Baumwollkleide, eine ebenfalls blau gedruckte Leinwand schürze darüber gebunden.

„Vater! Vater! Was hilft es Dir nun, wider den Stachel zu löcken?“ sagte sie mit sanftem Vorwurf, indem sie das Kaffeebrett auf den Tisch stellte.

Keine Antwort. Aber ihr rascher Blick entdeckte doch, daß eine weichere Stimmung in des Gatten Seele Platz gegriffen hatte.

„Komm, Vater! Woran dachtest Du denn?“

Sie ging zu ihm, nahm ihm den Hammer freundlich und sachte aus der Hand und führte ihn an den Tisch, wohin er ihr willig folgte.

Diese Kaffeestunde war Beiden stets die behaglichste des Tages. Sie schenkte die Tassen voll und strich Butterbrode, aber die Frau Klempnermeister „hütete“ mit den Augen gleichzeitig auch fleißig die Straße.

Ja, wenn sie dies Vergnügen nicht gehabt hätte! Jeden Menschen kannte sie, und erschien eine fremde Gestalt, so regte es sie förmlich auf, bis sie wußte, wer es gewesen war. Durch Umfragen bei ihren Nachbarinnen erfuhr sie es meistens, oft erst nach Tagen; dafür waren diese guten Seelen ebenso neugierig wie Mutter Ellerdiek selbst.

Es lag das in der Luft des gar so stillen Städtchens. Nur im Sommer, wenn die Kurgäste einzogen, dann wurde es anders; dann vermietete man in jedem Hause und Häuschen, bediente die Sommerfrischler und erwarb sich damit manch' gutes Stück Geld.

Jetzt war's noch lange bis dahin. Drüben über die morsche Kirchhofmauer hingen alte verwitterte Trauerweiden; ihr helles Laub leuchtete ordentlich in der Sonne, das erste Grün, und als solches freudig begrüßt.

Zeitwärts an diesen alten Gräbern vorüber führten vom längst außer Gebrauch gesetzten Kirchhof herab einige Stufen auf die Straße. Hinter dem großen, jetzt ganz unbenutzten Plage lagen allerlei Gassen und Gäßchen, bewohnt von kleinen Leuten jeden Handwerks und Standes. Und diese Treppen herab kam jetzt eben ein junges Paar, er ein breiter, stämmiger Mensch im Sonntagsrock mit großem schwarzen Schlapphut; sie eine zierliche Gestalt, wenn auch nicht klein, auf den Füßen wie gedrehselt und in dem hübschen, unregelmäßigen Gesichtchen eitel Lebensluft.

Er stützte seine Begleiterin beim Herabsteigen galant wie ein Cavalier, sie lachte ihn an mit Grübchen in den rothen Wangen und perlweißen Zähnen, und dann gingen sie quer über die Straße auf das alte Häuschen des Klempners zu.

Längst hatte Mutter Ellerdiek mit dem Ausdruck zweifelnden Erstaunens ihre Tasse niedergesetzt; ihr Mann wurde aufmerksam, sah auch hinaus, konnte aber das Paar nicht erkennen.

„Nein, so was! Die Friedel ist's und der Dietrich!“ rief die Frau ganz verduzt.

Da klopfte es schon, und fast eh' noch Eines von ihnen „Herein!“ gerufen, that sich die Thür auch schon auf, aber nicht weiter, als daß die feine Mädchengestalt durch die Spalte schlüpfen konnte. Ebenso bescheiden zwängte sich der breitschultrige junge Mann, den Hut in der Hand, hindurch. Beide mußten offenbar, was sich schickte.

„Guten Tag, Onkel und Tante! Wie geht es euch?“ rief lächelnd das Mädchen und ging auf die star neben dem Tisch stehenden Alten zu, ihnen die Hand bietend.

„Tag auch, Meister! Und die Frau Meisterin! Da wären wir, Friedel und ich, und nun soll's losgehen. Wir wollen nur schön bitten, daß Sie uns mit den Papieren zurecht helfen möchten,“ sagte in bescheidenem Ton der junge Mensch. Dabei bot er ihnen auch die Hand.

„Guten Tag,“ sagten kühl die alten Leute, erst die Frau, dann, ihren Ton genau nachahmend, der Mann.

Dieser Empfang erschütterte doch die Sicherheit der Beiden. Ein verlegenes Noth trat in des Mädchens Gesicht. Es sah offenbar ein, daß es mit der Unversfrorenheit, die es sonst so oft sieghaft gefunden, hier nicht langte.

„Und ich wollt' auch um Vergebung bitten, Tante und Onkel, daß ich damals so — wegging,“ fing es wieder an.

„Heimlich! Ohne uns ein Wort davon zu sagen. Hier aus dem Hause weg, das Deine Heimath geworden, als sie Dich in's Armenhaus thun wollten!“ erwiderte streng die alte Frau.

Ein trotziges, rasches Aufwerfen des Kopfes war eine unwillkürliche erste Regung; die zweite zeugte von einer anderen Denkweise.

„Tante, Du warst so hart! Nie zum Tanz! Sonntags bei euch in dem alten langweiligen Garten oder Winters zu Hause! Ich hielt es nicht aus.“

„Fünfehn Jahre! Und hielt es nicht aus!“ rief Ellerdiek in ärgerlichem Spott dazwischen.

„Ich hielt's nicht aus, Onkel und Tante! Alle anderen jungen Leute gingen zum Tanz. Und wofür lebt man denn?“

„Natürlich! Um durch's Leben zu tanzen!“ sagte trocken die Meisterin.

„Und man will doch auch sein Leben genießen, sich amüsiren!“

„So, will man? Na, dann hat's Dir wohl in Berlin gefallen?“

„D himmlisch, Tante! Und nun seid gut — bitte! bitte!“

Friedel schlang ihre Arme um des Onkels Hals und küßte ihn zärtlich auf seinen struppigen Bart. Sie hatte dabei so etwas Bewußtes! O, sie kannte des Alten weiches Herz und verstand ihn zu nehmen.

„Du Schmeicheltage — Du kleine Schlange! Frag' Mutter! Die hat Dich genommen, als ein Wickelkind, hat Dich aufgepäppelt mit Milch und Brod, und der hast Du einen Schlag auf's Herz gegeben!“

„Tante, liebe, gute Tante! Verzeih' es mir doch! Ich war ja ein dummes Kind, als ich euch weglief,“ wandte sich Friedel zu dieser und umarmte sie ebenfalls.

Die guten, klaren Augen der alten Frau senkten sich auf das junge, tief erröthete Gesichtchen, und vor aufsteigenden Thränen sahen sie doch Alles nur verschleiert, auch die Berechnung, welche diese zärtlichen Töne diktierte.

„Bist Du denn auch gut und fromm geblieben, Friedel?“ fragte sie, und ihre Blicke suchten in des Mädchens Augen.

„Na, und ob!“ mischte sich jetzt der junge Liebhaber ein, der während dieser kleinen Scene von einem Fuß auf den andern getreten war, halb gerührt, halb in heimlichem Lächeln. „Denn sehen Sie, das muß ich wissen, Frau Meisterin, und ich will ihr dies Attest ausstellen, daß sie keinen anderen Schatz nicht gehabt hat, als mich allein. Und sehen Sie, das hat so sein sollen mit uns Beiden! Denn als die Frieda nach Berlin herein ist, mit Müller's Marie und Käsebie's Anna, da kriegen die gleich gute Stellen, Frieda ist aber noch nicht gerissen genug, und als ich da so vor der Kommandantur auf Wache stehe, wer schleicht sich da blaß und scheu an den Häusern her —? „Alle Hagel — ist dies Ellerdiek's Friedel?“ denk' ich. Und wissen Sie, Frau Meisterin, wir waren ja, als ich hier lernte, halbe Kinder noch, aber gut waren wir uns doch schon. Und so guck' ich sie starr vor Verwunderung an, und sie sieht mich und fliegt über die Straße auf mich zu — ich sage Ihnen, ich sieh' sonst meinen Mann, wenn mich ein hübsches Mädel durchaus umarmen will, aber so auf Posten —! Ich denk', ich soll' in die Erde sinken, denn da kommt der Kommandant just heraus!“

„Na, der guckt hoch auf und lacht dann ganz verstoßen, ein guter Herr! und fragt mich: „Wer ist das Mädchen? Deine Schwester?“

„Zu Befehl, nein — 's ist nur Ellerdiek's Friedel,“ sag' ich.“

„Und ich suche einen Dienst und kenne keinen Menschen in Berlin, als ihn!“ sagt die Frieda dazu.“

Daß sie gar kläglich hinzugesetzt: „Ich habe keine Eltern und muß mir selbst helfen!“ kein Wort von der guten Tante und dem Onkel, das verschwiegen die Beiden. Dietrich fuhr aber fort:

„Du hast Dich zu melden,“ schnauzt der Herr mich an. „Strafe muß sein!“ Da denk' ich, die Frieda wird's schon gut machen. — Er aber sagt kurz zu ihr: „Komm' mit, meine Tochter sucht für ihr kleines Kind eine Wärterin.“ Na, und so ist sie gleich in ein gutes Haus gekommen.“

„Da hat sie mehr Glück als Verstand gehabt!“ setzte Meister Ellerdiek hinzu.

Seine Frau fühlte sich aber von diesem Bericht so erleichtert, daß sie Stühle an den Tisch rückte und den Beiden Tassen holte; gleich darauf saßen alle Bier mit erheitertem Gesichtsausdruck beisammen. Mutter strich wieder eifrig Butterbrode, die ebenso schnell verschwanden, und dazwischen blickte Friedel sich im Zimmer um, oder ihren Schatz an, das erstere mit heimlicher Geringschätzung, das letztere mit nur wenig verhehltem Triumph.

Sie hatte es ihn ja stets versichert: „Ich kriege sie schon herum!“

Nun also —! Sie hatte Wort gehalten! Jetzt galt es nur, vorsichtig weiter zu operiren, denn wenn sie Beide auch sehr genau wußten, Ellerdieks waren arm, so hatte „Mutter“ doch einen großen Koffer voll Leinen, noch von ihren Eltern her, und auch allerlei Selbstgesponnenes, und dazu — man muß auch an die Zukunft denken! — war da der Garten und repräsentirte, wenn die neue Eisenbahn zu Stande kam, ein schönes Stück Geld, denn dorthin mußte der Bahnhof gelegt werden! Und Frieda war doch Ellerdieks Ziehkind, so lieb ihnen gewesen, wie ein eigenes! Solche alten Erbkonkel und Tante muß man in Ehren halten!

Sie aßen mit gutem Appetit, die jungen Brautleute. Dazwischen sagte Dietrich, der sein Ziel niemals aus den Augen verlor: „Wir dachten also in vier Wochen Hochzeit zu halten!“

„Ihr seid Beide noch sehr jung! Verdient euch doch erst was. Worauf wollt ihr überhaupt heirathen?“ wandten die Alten ein.

„Worauf? Mein Brod hab' ich! Ich bin bei Gittner & Comp., Gaslampenfabrik, und der weiß schon längst, daß ich mein Fach verstehe. Was die Anderen nicht können, dazu ruft er jedesmal mich.“

„Das freut mich, Dietrich! Das freut mich! Mit Fleiß und Tüchtigkeit bringt man es schon zu was, aber Beides hilft nichts, wenn man nicht mit allen Kräften spart.“

„Richtig, Meister, und das wollen wir auch! Aber sehen Sie, wenn Einer einen eigenen Herd hat und eine sparsame Frau, die was versteht — und Frieda ist nicht umsonst bei Mutter Ellerdieks aufgezogen! — dann sieht er das Leben ganz anders an, als vorher, und braucht nicht in's Wirthshaus zu laufen.“

Die alte Frau lächelte geschmeichelt; sie war bei all' ihrer Thätigkeit doch leicht zu täuschen, sobald man ihrem Stolz darauf Rechnung trug. Dennoch sagte sie bedenklich: „Frieda ist aber die Stärkste nicht, Dietrich, und eben zwanzig. Warum wartet ihr nicht? Du kommst mit dreißig und sie mit fünf und zwanzig noch früh genug in die Ehe!“

Die beiden Brautleute schrien lachend und abwehrend auf.

Da Alle jetzt satt waren, erhob die Friedel sich, nahm das Kaffeegeschirr zusammen und trug es hinaus.

Meister und Meisterin blickten ihr wohlgefällig nach.

„Wie das Ding steht und geht! Bachstelzen hab' ich früher wohl zu ihr gesagt! Alles an ihr nippt nur so, und die Augen geh'n ihr hin und her, wie einer richtigen Bachstelze.“

Dietrich sah unendlich stolz aus. „Aber habt ihr denn Möbel?“ fragte Mutter, nachdem Frieda den Tisch abgeräumt und eine alte Decke darüber gebreitet hatte, worauf sie sich still zwischen Vater und Mutter setzte und Dietrich einen schnellen, schlauen Blick zuwarf, der diesem zeigte, sie that nichts ohne Bedacht und Absicht.

„Habt ihr auch schon Möbel?“

„Na — so das Allernöthigste, Frau Meisterin!“ sagte Dietrich.

„Mehr braucht's auch für den Anfang nicht. Es freut mich aber, daß ihr euch das gespart habt, ist ein gutes Zeichen!“

Das Brautpaar wechselte wieder Blicke. Da Mutter aber spann, und Vater zu seinem Blech zurückgekehrt war, so merkten diese es nicht.

„Ich hätte schon mehr gehabt, aber eine Kameradin hat mich bestohlen. Sie sitzt dafür; mein Geld war aber weg,“ erzählte Frieda. Und das war diesmal wahr; gleich darauf aber log sie wieder, es wären fünf und vierzig Mark gewesen, während es nur fünfzehn waren.

Dann zählte sie auf, was sie noch kaufen mußten, ohne indeß zu erwähnen, daß weder er noch sie Geld hatten, weil sie Beide Sonntags durchaus hatten ausgehen und bald hier, bald da sich hatten amüsiren müssen.

„Und das Andere hast Du?“ fragte die alte Frau.

„Ja,“ log sie. Dann setzte sie hinzu: „Manches ist alt. Ich habe einmal bei einem alten Fräulein gedient, das hinterließ mir nichts; die Verwandten gaben mir aber alte Küchen- und Bettfassen — man hilft sich eben.“

Kein Wort von der ganzen Geschichte war wahr.

„Und wo wohnst Du jetzt?“ fragte die Alte. „Bei Dietrich's Schwester.“

„Bei der? Die hat selber ihre große Last. Du kannst bis zur Hochzeit zu uns kommen,“ erwiderte Mutter Ellerdieks.

„Ach, wie gut ihr seid!“ jubelte Frieda und küßte Beide. Jetzt hatte sie gewonnenes Spiel.

(Fortsetzung folgt.)

Erika Wedekind.

(Mit Porträt auf Seite 337.)

Die ausgezeichnete Koloraturfängerin des Dresdener Hoftheaters, Fräulein Erika Wedekind (siehe das Porträt auf S. 337), die namentlich durch ihre Mitwirkung bei den im Mai 1897 stattgehabten Festvorstellungen der Wiesbadener Hofbühne in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaars die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, ist am 13. November 1869 zu Hannover als Kind schweizerischer Eltern geboren. Die Familie siedelte Anfang der siebziger Jahre nach Lenzburg bei Aarau über, wo Erika das Lehrerinnen-Seminar besuchte. Sie bestand auch ihr Examen, wurde aber nicht Lehrerin, sondern wollte Künstlerin werden. Am Dresdener Konservatorium wurde sie eine fleißige Schülerin der vortrefflichen Gesangsmeisterin Aglaja Orgeni. 1894 wurde sie zu einem Gastspiel an der Dresdener Hofoper eingeladen, das ihr einen vollkommenen Triumph brachte. Seitdem gehört die Sängerin, die auch ein bedeutendes dramatisches Talent besitzt, jener Bühne als gefeiertes Mitglied an. Zahlreiche Kunstausflüge haben den Ruhm der liebenswürdigen Künstlerin über ganz Deutschland getragen. Vor kurzem hat sich Erika Wedekind mit einem Landsmanne verlobt, wird aber der Dresdener Oper auch ferner angehören.

Fahrt zum Markte auf dem Sir Darja.

(Mit Bild auf Seite 340.)

Das Sir Darja-Gebiet, eine Provinz im russischen Gouvernement Turkestan (Mittelasien), breitet sich an beiden Ufern des Sir Darja aus, von dem es den Namen hat. Von seinen Anwohnern beschäftigen sich die Sarten, angesiedelte Nomaden, vorzugsweise mit Ackerbau, dessen Erzeugnisse sie nach der Hauptstadt Taschkent oder nach Chodschent, Tschintent, Perowsk und Kasalinsk bringen. Zum Zweck des Transports benutzen sie den Sir Darja, wo es irgend angeht. Die Sarten, deren Ländereien flussaufwärts von dem zu erreichenden Städtchen liegen, fertigen aus Schilfrohr ein leichtes Floß, das sie und ihre Waaren zu tragen vermag, und überlassen sich dann einfach der Strömung. Unser Bild auf S. 340 zeigt uns solch' einen Asiaten, der, gemüthlich seine Pfeife rauchend und umgeben von den Erzeugnissen seines Bodens und der Beute des Fischfangs, dem nächsten Marktsteden entgegen schwimmt.

Weinmarkt

zu Bacharach im 15. Jahrhundert.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Im Mittelalter und bis zum 16. Jahrhundert war Bacharach am Rhein eine berühmte Weinstadt, ein Hauptstapelplatz, ja der Mittelpunkt des rheinischen Weinhandels. Unser Bild auf S. 341 versetzt uns auf den Weinmarkt der Stadt im 15. Jahrhundert zur Zeit des Herbstes. Da die Verkaufshallen nicht ausreichen, hat man Zelte auf den Straßen aufgeschlagen, unter denen die Fässer mit

neuem Wein lagern. Männiglich gibt sich der edlen Beschäftigung der Prüfung des „Reinen“ hin. Im Vordergrund die beiden Kölner Rathsherrn und der junge Edle, denen die Tochter des Weinbauern den edlen Trank kredenzt, scheinen höchst befriedigt über den Ausfall des „Reinen“ zu sein. Gleich links daneben wird eben ein Kauf abgeschlossen. Ein Ritter reitet stolz und ernst vorüber. Ein Wagen mit zwei edlen Frauen, von einem bewaffneten Reifigen geleitet, kommt die Straße herauf. Es sind wahrscheinlich Besucherinnen einer angesehenen Persönlichkeit der Stadt, welche die frohe Herbstzeit, am Rhein die Zeit der allgemeinen Feste, im reichen Bacharach verbringen wollen.

Toulon und St. Helena.

Historische Erzählung aus einer großen Zeit.

Von Herbert Franz.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Herbst von 1793 war ein gestrenger Herr, der mit rauhen Winden und kaltem Neel über das schöne Südfrankreich fuhr. Und stürmisch war es auch am politischen Himmel. Denn die Revolution in Paris diktierte ganz Frankreich mit blutiger Schrift ihre Gesetze, und wer sich mit Gewalt zur Freiheit nicht zwingen lassen wollte, der mußte mit der Dame Guillotine tanzen. Die forderte damals täglich etwa hundert Köpfe, die sich ihr beugen mußten. Im Süden Frankreichs aber war man hartnäckig; viele Städte widersetzten sich den Anordnungen des Pariser Konvents, und unter diesen war auch das feste Toulon, der Kriegshafen des Mittelmeeres.

Da lag die schöne, von starken Forts bekränzte Stadt am Fuße hoher bewaldeter Berge, die nun in herblichem Fahlgelb erglänzten, wenn die mißlaunige Sonne einmal einen Blick auf die weite Bai von Toulon warf. Auf den Wellen tummelten sich stolze Kriegsschiffe mit hochragenden Masten und reichem Takelwerk. Das war die stattliche Kriegsflotte der Engländer und Spanier, die der britische Admiral Hood kommandirte. Als Toulon sich nämlich den Republikanern nicht unterwerfen wollte, ward die Stadt vom Konvent in Acht und Bann gethan. Und da sie nun keine Rettung wußte, so ergab sie sich der britisch-spanischen Flotte, die im Mittelmeer kreuzte. Die Pariser wütheten über diesen Verrath, denn der größte Kriegshafen war Frankreich dadurch verloren. Nun galt's, ihn um jeden Preis wiederzugewinnen. Die Bataillone der Freiwilligen marschirten nach dem Süden, die Artillerie wand sich mühsam durch die regenerirten schlechten Straßen. Aber endlich war man an Ort und Stelle. Von der Landseite her ward die widerspenstige Stadt eingeschlossen. Batterien wurden errichtet, ein festes Lager angelegt.

Der Morgen war kalt und trübe. In der Batterie „Sans-Culottes“ stand ein kleiner Mann in der Uniform eines Artillerieoffiziers. Er war nachlässig gekleidet, aber sein gelbes, schmales Gesicht mit den großen Augen hatte einen Ausdruck, der auf keinen gewöhnlichen Menschen deutete. Es war der damals vier- und zwanzigjährige Napoleon Bonaparte, der Chef des Artilleriebataillons.

Er blickte, ein Fernglas vor den Augen, nach Norden, dorthin, wo die Engländer ein Fort nach ihrem General Mulgrave benannt hatten. Von dorthen wurde lebhaft gefeuert, und die Franzosen nahmen den Geschützkampf mit allem Eifer auf.

Bald darauf schwieg das Feuer. Als Bonaparte das Terrain sicher sah, verließ er die Batterie, nachdem er einem Lieutenant den Befehl übergeben. Den Kragen seines Mantels hoch aufgeschlagen, stieg er den Berg in die Höhe, der sich vor den französischen Stellungen

erhob. Dort oben standen, wie eine friedliche Idylle mitten im Kriege, vereinzelt Winzerhäuschen.

Wenn die Herbstsonne auf die Berge strahlte und unter ihnen die Stadt sich ausbreitete, den Hafen mit ihren Armen umfangend, in dem die weißen Segel flatterten, die blanken Schiffsgeschütze erglänzten, dann war es ein malerisches Bild.

Nur wenn der weiße Dampf aus den Feuerrohren aufstieg, wurde man daran erinnert, daß dies nicht ein Bild des Friedens war.

Langsam erstieg der junge Offizier den steilen Pfad zu den Winzerhäuschen. Aber er ging achtlos an den ersten derselben vorbei. Nach dem Hause auf der Höhe des Berges strebte er empor. Endlich war er oben. Dort auf der freien Höhe wehte eine erfrischende Luft. Er stand still und sog den stärkenden Athem des Herbstes ein.

Nachdenklich blickte er hinab in das Thal. Dort war jetzt Alles still. Kein Rauchwölkchen war zu sehen, kein Geschützdonner zu hören. Die englischen Forts lagen ruhig da, nur in den französischen Batterien wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen.

„Die Forts Mulgrave und L'Equillette sind die Schlüssel der Festung,“ murmelte er. „Und von hier aus wäre es vielleicht möglich —“ Er schaute nochmals forschend nach der Stadt hinunter. Dann wandte er sich und schritt rasch auf das Winzerhäuschen zu.

Dreimal klopfte er an einen der grünen Fensterläden. Das Fenster öffnete sich. Ein reizender Mädchentopf erschien. Dunkle Augen, von langen schwarzen Wimpern umsäumt, lang herabwallendes, schwarzblaues Haar, von jener weichen Fülle, wie sie der Süden seinen schönen Töchtern spendet. Ein anmuthiges Oval mit der Farbenfrische der gesunden Jugend.

„Guten Morgen, Helene,“ sagte Bonaparte. Und er reichte ihr die Hand, die sie lange in der ihren hielt.

„O, Sie sind es, Kapitän! Ich glaubte nicht, daß Sie kommen würden. Vom Fort L'Equillette habe ich feuern hören. Und Sie haben die Batterie verlassen. Das ist schön.“

Indessen war das Mädchen aus der Thür getreten und ließ ihre zärtlichen Blicke auf ihm ruhen.

„So, Kleine, es ist Alles sicher, jetzt können wir plaudern. Oder besser, Du erzählst mir da drinnen etwas Hübsches, denn ich bin vom Kommandiren müde.“

„Wie schwer Sie es haben!“ sagte sie mit leidsvoll. Er faßte sie an der Hand und führte sie in's Haus.

„Hier sieht uns weder der Vater, noch meine Kameraden. Wenn die ahnten, daß hier oben solch' ein reizender Vogel nistet, dann wäre es bald um unser Glück geschehen.“

„Meinen Sie, Kapitän, mir würde ein Anderer besser gefallen, als Sie?“

„Es gibt viel schönere, viel reichere Offiziere, als ich es bin. Ich habe nichts, als meinen Muth, meinen Kopf und meinen Degen. Damit erobert man nicht das Glück, nicht einmal bei den Frauen.“

„O Kapitän, ich habe Sie lieb, gerade so wie Sie sind. In Ihren Augen liegt etwas, was mich mit Gewalt zu Ihnen zieht. Ich fürchte mich vor Ihnen und möchte Sie doch festhalten. Wenn Sie gegangen sind, dann sehne ich mich nach Ihrer Nähe, und wenn Sie bei mir sitzen, dann blizt etwas aus Ihren Augen, wovor ich mich fürchte. Aber ich bin fest an Sie gefesselt.“

Er schloß sie in die Arme und küßte sie, wäh-

rend sie selig zu ihm aufschaute.

„Sei es, wie es sei,“ rief sie leidenschaftlich, „wir lieben uns.“ Und sie warf ihre weichen Arme um ihn und küßte ihn mit heißen Lippen.

„Nur Eines möchte ich anders,“ sagte sie dann, indem sie ihn schelmisch anlachte. „Ich kann Dich nicht beim Vornamen nennen, das ist ein fremder, häßlicher Name. Kein Mensch



Fahrt zum Markte auf dem Sir Darja. (S. 339)

Der Vater arbeitet heute im Weinberg Saint Lazare. Kommen Sie nur herein. Es sieht uns Niemand, und wir können ungestört plaudern.“

„Geduld, meine Kleine. Ich möchte mir noch die Gegend ein wenig betrachten. Hier durch mein Fernglas nimmt sie sich vorzüglich aus.“

Er blickte durch sein Fernrohr nach Osten und Norden.



Weinmarkt zu Bacharach im 15. Jahrhundert. (S. 339)

hier kennt ihn. Napoleon — wie das klingt. Kein Franzose wird ihn leiden mögen.“

„So mag sich der Franzose daran gewöhnen,“ versetzte er kurz.

Blötzlich fuhr er auf. Ein Geräusch, das durch das offen gebliebene Fenster zu vernehmen war, schreckte ihn aus den Armen des Mädchens. Es klang wie nahende Schritte. Jetzt bog sich auch Helene aus dem Fenster.

„Schnell fort,“ flüsterte sie ängstlich. „Er darf Dich hier nicht sehen.“

„Wer ist es?“ fragte Bonaparte. „Der Vater?“

„Es ist ein Nothrock,“ erwiderte sie in sichtlicher Angst, während sie ihn in's Zimmer zurückdrängte.

„Wie, ein Engländer? Und er kommt zu Dir, Verrätherin?“

„Du thust Unrecht, so zu sprechen, Geliebter!“ Sie blickte beunruhigt hinaus. „Es ist schon zu spät. Verbirg Dich hier im Schrank! Vielleicht wird er nicht hereinkommen.“

Sie eilte hinaus, aber der Offizier blieb unbesorgt stehen. Er sah, während der Fensterflügel seine Gestalt deckte, wie ein englischer Offizier die Treppen zum Weinberge von der Seite des Forts Mulgrave emporstieg. Die rothe Uniform leuchtete in ihrer grellen Farbe weit hin. Es war eine hohe, hagere Gestalt mit ernstem Gesichtsausdruck und einem Zug von Hartnäckigkeit, der sich in dem breiten, vorspringenden Kinn ausdrückte.

Bonaparte war in die Stube zurückgetreten und hatte das Fenster halb geschlossen. So blieb er unbemerkt.

Das Mädchen war dem Engländer entgegengegangen. Jetzt hatte er die Höhe erreicht. Er trat dicht an sie heran, nahm den Hut zum Gruß ab und blickte scharf durch das halb geöffnete Fenster in die Stube. Aber er schien nichts zu bemerken.

„Sie sind allein, Fräulein Helene?“ fragte er in geläufigem Französisch.

„Wie Sie sehen, Kapitän Lowe. Aber unsere Unterhaltung muß kurz sein. Ich habe den Garten zu besorgen und muß das Mittagessen bereiten. Die Herren denken immer, Unsereins hätte nichts zu thun.“

„Man ist nicht allzu fleißig in Frankreich,“ versetzte der Engländer. „Die Natur thut in diesem schönen Lande Alles, die Menschen dafür um so weniger.“

Sie wurde ungeduldig. „War es das, was Sie mir sagen wollten?“

Er wurde sichtlich verlegen. „Sie wissen, was ich Ihnen sagen will und was ich Ihnen immer sagen werde, so oft ich das Glück habe, Sie zu sehen.“

„Gehen Sie, Kapitän — mein Gott, ich kann Ihren Namen nicht aussprechen — ich habe für Ihre Neben kein Ohr!“

„Helene, Sie sind hart. Ich kann nicht so schön sprechen, wie Ihre jungen gewandten Herren. Wir Engländer sind geübter im Handeln als im Reden. Sie wissen —“

„Wir passen nicht zusammen, Kapitän. Sie, der vornehme Engländer, ich, das arme, einfache französische Mädchen. Zu Ihrem Spielzeug bin ich zu gut und —“

„Ah,“ unterbrach sie der Engländer, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. „Sie wollen mich nicht verstehen. Sie wollen vergessen, was ich Ihnen jedesmal versichert, mit einem Eide geschworen habe, wenn ich hier zu Ihnen hinaufsteig, von der Gefahr bedroht, dem Feinde in die Hände zu fallen. Ich liebe Sie, Helene. Als Mann, der sein Wort hält, als ein Mensch, der Ihnen bis in den Tod ergeben ist, so stehe ich vor Ihnen und frage Sie: Wollen Sie die Meine sein?“

Sie stand, den Kopf in die Hände gelegt, einen Moment still da. Dann sah sie

ihn mit ihren tiefen brennenden Augen lange stumm an.

Er fuhr mit leidenschaftlich bewegter Stimme fort: „Es ist wahr, ich bin ein junger Offizier, ohne große Mittel, aber ein Edelmann von ehrenhafter Gesinnung, und was ich will, das setze ich durch. Ich werde avanciren, und meine Gattin wird eines Tages von der Königin empfangen werden. Diese Gattin, die ich stets innig lieben werde, sollen Sie sein, Helene. Und nun — nun warte ich auf Antwort.“

Sie hatte ihre Augen auf ihn gerichtet, während er sprach. „Und wohin,“ fragte sie, „werden Sie Ihre Frau führen? In die Kasematten des Forts Mulgrave?“

Er stampfte mit dem Fuße auf. „Wir werden nicht lange mehr hier bleiben. Die Sansculotten da unten müssen abziehen. Unsere Kanonen setzen ihnen hart zu, und sie haben vor Marseille und Lyon, in der Vendée und anderswo genug zu thun. Meine Gattin geht nach England, und ich folge ihr nach. Mein Regiment ist, sobald die Vertheidigung dieses Places überflüssig wird, zur Einschiffung nach Portsmouth bestimmt.“

Jetzt hob sie übermüthig den Kopf und lachte ihn an. „Aber wenn ich nun nicht will, mein Herr Engländer?“

„Sie werden wollen,“ rief er, „ich weiß es. Ihr Herz ist frei.“

„Sie irren,“ sagte sie fest und bestimmt. „Mein Herz gehört einem Anderen. Einem Ihrer Feinde, einem Franzosen.“

Er stand wie versteinert. „Das ist nicht möglich, Helene.“

Ihre Antwort klang scharf und schneidend. „Ich bin ein Franzosenmädchen, mein Herr. Ich liebe Ihren Feind wahr und treu. Er ist ein tapferer Soldat. Ich folge keinem Feinde meines Vaterlandes. Das ist mein letztes Wort.“

Das Blut schoß dem Engländer in's Gesicht. Doch er faßte sich schnell. „So leben Sie wohl,“ sagte er, plötzlich ganz ruhig und kühl. „Leben Sie wohl auf ewig! Aber wehe dem Sansculotten, den Sie lieben, wenn er in meine Hände fällt.“

Dann eilte er den Berg hinunter.

Als er außer Sicht war, trat Bonaparte aus der Stube. Er nahm die Hand des Mädchens, das nachdenklich dem Enteilenden nachblickte.

„Bin ich eine Verrätherin?“ fragte sie, aber ihre sonst so klare Stimme klang heiser.

„Du bist das Muster einer kleinen reizenden Winzerin,“ sagte er und schloß sie in die Arme. „Aber hörst Du die Trommeln, Kleine? Ich muß aus den Armen der Liebe zur langweiligen Pflicht eilen. Nur noch Eines: Wenn ich heute Abend kommen sollte —“

„Heute nicht, Geliebter! Aber morgen ist der Vater auf Besorgungen nach Six-Fours, da kommt er gewöhnlich erst den anderen Tag wieder. Dann erwarte ich Dich!“

Ein langer heißer Abschiedskuß — dann trennten sich die Liebenden. Bonaparte schritt langsam die Steintreppen hinunter. Als er ihr Tuch nicht mehr wehen sah, blieb er stehen und schaute mit dem Glase nach dem Fort Mulgrave hinüber. „Es muß gehen!“ murmelte er. „Nur von dort oben aus ist ihnen beizukommen. Das wird ein heißer Tag für Dich werden, armes Liebchen!“

2.

Es war ein regnerischer Dezemberabend, als ein langer Zug sich die steile Höhe aufwärts bewegte, auf welcher die Winzerhäuschen lagen. Geschütze wurden, von Maulsefeln gezogen, mühsam auf die Höhen gebracht. Die Artilleristen schritten schweigsam im Dunkel einher. Den Schluß des langen Zuges, der

die Geschütze mehrerer Batterien führte, bildete ein Häuflein von jungen Offizieren, deren Oberster der Artillerie-Bataillonschef Bonaparte war. Als Ordnung hatte er den Sergeanten Junot zur Seite.

Mehrmals stockte der Zug, dann aber eilte der energische Führer an die Spitze und trieb selbst die Maulsefel an, die Geschütze in die Höhe zu ziehen. Endlich war dieselbe erreicht. Der Kommandant wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Sorge,“ sagte er zu Junot, „daß Du rechtzeitig der Zwölfpfünderbatterie auf der Hafenseite meine Ordre bringst. Sie soll sofort angreifen, wenn sie die Geschütze hier oben feuern hört.“

Als dem Zug dicht vor dem Winzerhäuschen Helenens Halt kommandirt wurde, zeigte sich Licht im Hause. Der Kommandant gebot Stille. Dann ging er in das Häuschen.

Helene kam ihm erschreckt an der Thür entgegen.

„Mein Gott, Du bist es? Was gibt es da draußen? Ich höre Stimmen, Rädergeknarr und ein Schnaufen wie von Pferden. Werden wir überfallen? So rede doch!“

Er zog sie auf einen Stuhl. „Nur ein Wort, mein Schatz, und Du wirst die Sache begreifen. Dein Häuschen ist heute Nacht der wichtigste Punkt in Südfrankreich. Ich greife von hier aus mit meinen Kanonen das Fort an, das uns so viel zu schaffen macht. Siehst Du da die Lichter in Fort Mulgrave? Sie werden dort zum letzten Male ihre Laternen mit französischem Del gebrannt haben, die vermaledeiten Nothröcke. Morgen muß vom Fort die Tricolore wehen.“

Sie zitterte in ihrem dünnen Nachtsäckchen. „Und das willst Du —“

„Ich, mein Kind, ich mit einigen hundert Tapferen von meinem Regiment. Ich kenne die Schwächen des Forts ganz genau und weiß, wohin unser Angriff am wirksamsten gerichtet werden muß.“

„Aber unser Haus, unser kleines Besitzthum! Hier wird der Kampf toben, und wir sind Alle verloren. Wenn mein armer Vater zurückkehrt —“

„Wird er nichts als Trümmer und Asche finden, das ist sehr möglich. Das ist der Krieg. Aber die Republik wird ihm Alles reichlich ersetzen. Und nun leb' wohl, meine reizende Helene! Schließe Dich in den Keller ein und verstopfe Dir die zierlichen Ohren, wenn die Kanonade beginnt. Auf eurem Dach, von dem man eine schöne Aussicht hat, will ich mein Hauptquartier aufschlagen.“

Sie brach in Thränen aus. „O, Du bist grausam,“ schluchzte sie. „Was bin ich Dir, was sind Dir die Menschen, wenn Du Deine ehrgeizigen Pläne ausführen willst! Jetzt erst kenne ich Dich. Du verdirbst die, die Dich lieben.“

„Beruhige Dich, Kleine, es wird Dir nichts geschehen. Ich liebe Dich, aber höher als Alles steht mir die Ehre und die Pflicht gegen das Vaterland. Verlaß das Haus oder gehe hinunter in den Keller! Zu dem, was ich jetzt vorhabe, kann ich keine Weiberthänen brauchen.“

Er drängte sie in das Innere und schloß die Thür von außen zu.

„Vorwärts, meine Braven!“ rief er den Kanonieren zu, die ungeduldig seiner Befehle harrten. „Da ist das Fort, hier sind unsere Kanonen! Ihr wißt, was ihr zu thun habt.“

Die Batterien wurden gerichtet, in kurzer Zeit war das Plateau des Berges zu einer kleinen Festung umgewandelt.

Von Fort Mulgrave schimmerten die Lichter herüber. Alles war still. Die Engländer hatten von dem Angriff keine Ahnung.

Erwartungsvoll standen die Artilleristen an

den Geschützen. Ein Lieutenant trat an den Kommandanten heran.

„Was wollen Sie, Brelard?“ fragte Bonaparte kurz.

„Mein Kommandant, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß dies Unternehmen gar keine Aussicht auf Erfolg hat. Es ist ein tolles Wagnis, das ist die Meinung des Offizierkorps des Bataillons.“

„Wer hat hier zu befehlen?“ Die Frage klang barsch.

„Ohne Zweifel Sie allein, Kommandant. Aber ein guter Rath sollte immer gehört werden.“

„Und was meint der Rath meiner weisen Offiziere?“

„Verzeihen Sie, Kommandant, aber Sie sind noch sehr jung, und es stehen doch ältere Offiziere unter Ihrem Befehl.“

„Zur Sache. Was hat man an meinem Plan auszusetzen?“

„Man ist der Ueberzeugung, daß das Fort Mulgrave unangreifbar ist, und daß wir hier in Grund und Boden geschossen werden.“

„Unangreifbar!“ rief Bonaparte. „Wie sagen Sie? Unangreifbar! Bah! Das ist kein französisches Wort.“

Der Lieutenant stand verlegen da.

„Gehen Sie, Brelard, und lernen Sie besser die Sprache der Tapferen. Vorwärts! An die Geschütze! Gebt das Zeichen!“

Eine Rakete stieg hoch in den Nachthimmel empor. Eine Minute später donnerten die Geschütze gegen das Fort Mulgrave.

Die Engländer waren schnell alarmirt, und nun begann ein heftiger Geschützkampf. Die eine Hälfte seiner Streitkräfte hatte Bonaparte zur Unschädlichmachung des Forts Mulgrave bestimmt, die andere kämpfte gegen die Befestigungen des Cap L'Eguillette. So dauerte der Kampf viele Stunden lang.

Gegen Morgen ließ das Feuer der Engländer nach, Lieutenant Brelard kam mit der Nachricht zu Bonaparte, der von dem platten Dach des Winzerhäuschens aus seine Befehle gab.

„Nun,“ sagte der Kommandant zu dem Offizier, „begreifen Sie jetzt, was ich bezweckte? Sehen Sie dorthin, wo es im Osten sich röthet. Auch aus L'Eguillette wird unser Feuer nur noch schwach erwiedert. Was dünkt jetzt eurer Weisheit?“

„Wir werden Mulgrave und L'Eguillette nehmen,“ sagte der Lieutenant beschämt.

„Gewiß werden wir das. Und wir werden dadurch Toulon für die Republik erobern.“

Der Lieutenant verbeugte sich und zog sich zurück. Bonaparte sah ihm mit überlegenem Lächeln nach.

„Die Kurzsichtigen! Ja, wer nicht an den Erfolg glaubt, von dem will der Erfolg nichts wissen.“

Des Forts Mulgrave Geschütze verstummten. Aber auch ohne Fernglas konnte Bonaparte in der Morgendämmerung erkennen, wie eine auffallende Bewegung sich bei den Feinden zeigte. Nicht lange, und unter Hurrahrufen wimmelte es roth um den Berg.

„Ein Ausfall!“ riefen die Artilleristen.

Muthig stürmten die Engländer den Berg hinauf. Ihr Zweck war, mit der Uebermacht der Infanterie die Artilleristen zu vertreiben und die Geschütze unschädlich zu machen. Ein todverachtendes, kühnes Beginnen! Eine Kompagnie der Rothröcke war Allen voran. Sie klonnen, unbekümmert um das Geschützfeuer, immer höher. Dabei feuerte Fort Mulgrave wieder heftig über ihre Köpfe hinweg auf die Franzosen.

Bonaparte war vom Dach gestiegen und feuerte seine Leute an. Die Bedienungsmannschaft eines Geschützes war von den englischen

Flintenkugeln schon niedergestreckt, da sprang er an das Geschütz, rief einige Kanoniere zu sich und richtete das Geschöß.

Im selben Augenblick schlug eine Granate aus dem Fort in das Winzerhäuschen ein. Bonaparte achtete nicht darauf. Sein Blick war auf den englischen Offizier gerichtet, der seinen Leuten vorausstürmte. War das nicht ein bekanntes Gesicht? Kapitän Lowe? Aber er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken. Im nächsten Augenblick waren die Franzosen mit den Engländern handgemein.

Da löste Bonaparte das Geschütz, das er selbst gerichtet hatte. Eine Kartätschenladung schmetterte in die dichte Masse der heranstürmenden Engländer, riß sie reihenweise nieder und brachte sie zum Weichen. Die Gefahr war vorüber, Kapitän Lowe selbst war verwundet den Franzosen in die Hände gefallen.

Ein gellender Schrei drang plötzlich aus dem Häuschen.

Jetzt erst bemerkte Bonaparte, daß die Granate in das Winzerhäuschen eingeschlagen hatte und daß das Haus zu brennen begann.

„Helene!“ rief er mit verstörtem Gesicht. „Rettet! Es ist eine Frau im Hause!“

Der englische Offizier hörte den Ruf. Er sah auch den, der ihn erschallen ließ. Sein Antlitz wurde bleich.

„Helene!“ rief Bonaparte nochmals und stürmte in das Haus. Die Soldaten ihm nach.

Schon war der Rauch erstickend. Man durchsuchte die Zimmer — Niemand war zu sehen.

„In den Keller!“ rief Bonaparte.

Aber gerade dort hatte das Geschöß eingeschlagen, und der Eingang war von Mauertrümmern verschüttet. Dabei griff das Feuer mit rasender Schnelle um sich und trieb die Retter zurück.

„Sie ist todt!“ stöhnte Bonaparte, halb erstickt vom Rauch in's Freie taumelnd. Kaum noch vermochten ihm seine Leute zu folgen. Hinter ihnen stürzte der brennende Dachstuhl prasselnd zusammen.

Der gefangene Engländer war verschwunden. Er hatte während der allgemeinen Verwirrung seine Flucht bewerkstelligt. . . .

Zwei Stunden darauf zogen die siegreichen Franzosen in das von den Vertheidigern verlassene Fort Mulgrave ein. An ihrer Spitze ritt der kleine Bonaparte. Er hatte Toulon durch die Einnahme des Forts, das die Stadt verteidigte und den Hafen beherrschte, erobert. Die dankbare Republik mußte ihn zu belohnen.

Der vierundzwanzigjährige Bataillonschef Bonaparte wurde zum General ernannt.

3.

Zweiundzwanzig Jahre später finden wir Napoleon Bonaparte auf St. Helena, einer einsamen Insel im Atlantischen Ozean, wieder. Er war inzwischen das Höchste gewesen, was einem Sterblichen beschieden ist. Als Kaiser der Franzosen hatte er zehn Jahre lang der Welt Gesetze diktiert; als der mächtigste Herrscher Europas, das, mit Ausnahme Englands und Rußlands, zu seinen Füßen lag. Als der Gewaltige dann darnieder sank, da ward er auf die Insel St. Helena verbannt, wo er, von wenigen Getreuen umgeben, seine Tage beschloß.

Oft mag er dort seines ersten Feldherrnerfolges, der Eroberung von Toulon, gedacht haben. Jenes schöne Winzermädchen, das damals zu Grunde ging, war nicht das einzige Opfer des Sieges. Die wüthenden Republikaner mezelten Tausende von Bürgern Toulons nieder, brandschatzten die Stadt und gaben sie der Plünderung preis.

Nun saß der gestürzte Riese, vor dem einst Könige und Kaiser zitterten, und der Throne

umstieß wie Kartenhäuser, in seinem Meierhofe Longwood auf St. Helena als Gefangener der Engländer, die er sein Leben lang so sehr gehaßt hatte. Er war ein kranker, vom Schicksal gebeugter Mann. Sein Rücken war gekrümmt, seine Gesichtsfarbe war noch gelber geworden, seine Stimmung war gallig; ungeschwächt nur war der Haß gegen seine Feinde geblieben.

Der entthronte Kaiser war schon mehrere Monate auf der Insel, als ihm ein Schreiben der Regierung mittheilte, daß sich ihm in diesen Tagen der neue Gouverneur der Insel vorstellen würde.

Der denkwürdige Tag kam. Der Kaiser war wieder erkrankt. Da ließ der Gouverneur sich melden. Er wollte den Kaiser besuchen.

„Sein Name?“ fragte dieser seinen getreuen General Bertrand.

„General Sir Hudson Lowe,“ war die Antwort.

Der Kranke fuhr zusammen. „Es ist unmöglich, daß ich ihn sehen kann.“

Bertrand ging in's Vorzimmer.

„Excellenz, der Kaiser bedauert, Sie nicht empfangen zu können. Er ist krank.“

Die hagere Gestalt des englischen Generals richtete sich hoch auf, und er sagte mit hartem Ausdruck: „Hier gibt es keinen Kaiser. Ich kenne nur den General Bonaparte.“

Damit entfernte er sich. Am dritten Tage kam er wieder. Wieder dieselbe Entschuldigung des Generals Bertrand. Der Kaiser sei krank und könne Niemand sehen.

„Genug,“ erwiederte der Brite. „Ich werde den Kranken sehen.“

Und ungeachtet der Abwehr Seitens Bertrand's drang er in Napoleon's Zimmer und blieb zehn Minuten mit ihm allein.

Was dort gesprochen wurde, als die beiden Männer sich gegenüberstanden, die sich zuletzt vor Toulon als Feinde und Nebenbuhler gesehen hatten, wer weiß es? Ob nicht die Flamme des Winzerhäuschens in ihr erregtes Gespräch schlug und das Feuer des Hasses heftiger anfachte? Der Name „Helene“ umschloß eine Welt von Liebe und Haß.

Die Härte, mit der Hudson Lowe den entthronten Weltbeherrscher behandelte, ist vielleicht nicht nur der Haß des Engländers gegen seines Landes größten Feind gewesen. Vielleicht war es auch das menschlich begreifliche Motiv der Rache an dem Nebenbuhler, der ihm seine Liebe zerstört hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine amerikanische Wahl. — In dem großen Silberbergwerbsdistrikte von Calico, in der sogenannten Mojave-Wüste Südcaliforniens gelegen, sollte die Wahl eines „Minen-Recorders“ vorgenommen werden. Zu dem Amte, welches recht beträchtliche Sporteln abwarf, die der jeweilige Inhaber, wenn er es verstand, noch bedeutend zu steigern vermochte, waren zwei Bewohner des Minenstädtchens in Vorschlag gebracht, die Beide einen „Saloon“ hielten; es waren somit Leute, bestrebt, jede Regung des Durstes, der in jenen Gegenden permanent vorhanden ist, nach besten Kräften zu befriedigen.

Die Charaktere der Rivalen waren übrigens recht verschieden, wie schon die Propaganda zeigte, welche sie für ihre Person zu machen wußten. Mr. A., der anerkannt den besten Whisky seinen Gästen vorsetzte, ging von der Ueberzeugung aus, daß dieser Ruf allein völlig genügen werde, ihm die Stimmen der Mehrheit zu sichern; er rührte daher weder Hand, Fuß, noch Geldbeutel, um sich eine noch größere Geneigtheit zu erwerben, sondern vertraute einzig und allein seinem Renommée. Anders dagegen Mr. B., der die Sache mehr von der praktischen Seite auffaßte. Er wußte, daß die Stimmung der Menschen von mancherlei Einflüssen und Beeinflussungen abhängig ist, und darauf baute er seine Hoffnungen. Schon den Tag vor der Wahlschlacht sandte er an jedes

bedeutendere Bergwerk Fäschchen mit Bier, Whisky, sowie Cigarrenvorräthe, mit dem Wunsche, daß das Gespendete gut bekommen möge und in der freudigen Erwartung, daß Niemand die Einladung zum morgigen „Freilunch“, unmittelbar vor dem Wahllast, ausschlagen werde. Um den Stimmenfang noch wirksamer zu machen, theilte er gleichzeitig den Vergleuten mit, daß sie sich nicht zu Fuß nach dem Städtchen zu bemühen brauchten, sie würden vielmehr sämmtlich in Wagen abgeholt werden. Zu diesem Zwecke hatte Mr. B. alle disponiblen Fuhrwerke des Orts und der Umgegend gemiethet, welche ihm denn auch eine achtbare Gesellschaft zuschleppten, während das Lokal von A. nur mäßig besetzt war.

Das Resultat der Wahl war selbstverständlich eine erdrückende Stimmenmehrheit für Mr. B., dessen

Würdigkeit und Befähigung für das Amt man allgemein anerkannte.

In einem so unwürdigen Treiben, wie es hier von Mr. B. in Scene gesetzt wurde, findet der Amerikaner nichts Anstößiges, im Gegentheil, er rühmt ihn als „smarten Mann“, der seine vollste Anerkennung verdient. — Ähnlich wie es bei dieser unbedeutenden Wahl zugeht, treibt man es bei den Wahlen für die hervorragendsten Aemter — Geld und Whisky wirken dabei oft Wunder. [v. B.]

Ein Mittel zum Staunen. — Gegen Ende der Regierung Ludwig's XIV. war die Versorgung des königlichen Hofhaltes dem Oberintendanten Marquis Servais unterstellt. Von Hause aus mittellos, verstand es der geschickte Hofmann, der sich der besonderen Gunst des Monarchen versichert wußte, durch Aufstellung ganz ungeheurer Rechnungen sich ein

fürstliches Vermögen zu erwerben. Dabei zeigte er sich so hochfahrend und anmaßend, daß Keiner mit dem düffelhaften Manne zu thun haben mochte. Vergeltens hatte man dem Könige leise Andeutungen über die völlig nachweisbare Untreue des Oberintendanten gemacht, Ludwig gab denselben kein Gehör.

Zu jener Zeit war der Gesandte des Schahs von Persien, Riza Bey, in Paris anwesend, um dem gefeierten Monarchen Frankreichs den Ausdruck der Bewunderung seines Herrschers zu überbringen. Riza Bey war der Held des Tages, und überall erzählte man sich nicht allein von der von ihm selber entfalteten märchenhaften Pracht, sondern auch von der Gleichgiltigkeit, mit welcher der fremdländische Gast die erlesensten Schaustellungen, die raffiniertesten Genüsse des ersten Hofes Europas ohne sichtlich Einbruch an sich vorübergehen ließ. Auch an der könig-

Humoristisches.



Die Hauptsache.

Ich benötige für meine zwei Knaben eine Bonne für französische und englische Sprachunterricht. Leiten Sie dies, Fräulein?
— Gewiß, gnädige Frau, ich bin diplomirte Lehrerin für französische und englische Sprache.
Ganz gut, aber das wird bei uns nicht so streng genommen; die Hauptsache ist, daß Sie auch gut Zimmer wischen können!



Sein Wunsch.

Onkel: Nun, Junge, jetzt bist Du aus der Schule heraus und ein großer Mensch geworden, nun mußt Du auch etwas lernen. Was möchtest Du denn zum Beispiel am liebsten lernen?
Neffe: Stattpielen, lieber Onkel!

lichen Tafel ward die lektäre Wahrnehmung eifrig besprochen, und in heiterer Stimmung stellte der Monarch den Anwesenden die Aufgabe, irgend etwas vorzuschlagen, was den persischen Unempfindlichen aus seiner Lethargie rütteln und ihn zum Staunen veranlassen könne. Dies und jenes ward genannt, aber die Meinung über den Erfolg war stets bei der Tafelrunde eine getheilte, bis endlich Colbert, der Finanzminister, das Wort ergriff: „Wenn Eure Majestät dem persischen Gesandten etwas noch nicht Dagewesenes vor die Augen bringen wollen, so schlage ich vor, dem Herrn die Rechnungen des Oberintendanten zu präsentiren; ich bin gewiß, er wird staunend bekennen, daß ihm so etwas noch nicht vorgekommen sei, selbst nicht am orientalischen Hofe von Persien.“

Der König lächelte, wurde aber doch ernst, als er die ungetheilte Zustimmung der Tafelgesellschaft bei den Worten des ehrlichen Colbert bemerkte.

„Wir wollen sehen, ob Euer Vorschlag Erfolg hat,“ erwiderte er dem Minister, „aber nicht eher, als bis Wir uns selber überzeugen, ob die Rechnungen des Marquis die von Euch angedeutete Wirkung haben. Wir erwarten Euch morgen zum Vortrag.“

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß Colbert es verstand, dem Monarchen völlig über die Wahrheit seiner in einen Scherz gekleideten Anklage gegen den habgierigen Beamten die Augen zu öffnen, und der überführte Marquis ward sofort vom Hofe verbannt. [H-b.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 42:

Sei bei Zeiten auf Alter und Mangel bedacht.

Silben-Räthsel.

Gefährten nennt das erste Paar,
Die nie die Treu' entziehen;
Gar schwer bedrückt das zweite Paar,
Das gern man möchte fliehen.

Das Ganze kann als Placerei
Des Bürgers Sinn entfachen;
Doch trägt es bei, die ersten zwei
Noch theurer ihm zu machen.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42:

des Homogramms:

E S
E I B I S C H
B R U C H
I U B E L
S C E N E
S C H L E H E
H E

der Charade: Brodneid.

Alle Rechte vorbehalten.

Berlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.